

Beilage zu Nr. 74 der Diezer Zeitung.

Das Osterglück.

Novellette von R. Ramtro.

Sobiel Sorgfalt hatte Dr. Mantius noch selten auf seine Toilette verwendet, als an diesem Ostermorgen. Aber er ängstete sich nicht über den Erfolg. Was ihm aus dem Spiegel entgegenlächelte, war nichts weniger als das Bild eines schönen und bestechenden Mannes. Schmale, eckige Schultern, ein hageres, gelbliches Gesicht und spärliches Haupthaar, das an den Schläfen schon stark ins Graue spielte. Ein in Arbeit und Sorge früh verbrauchter Biergesser. Aber er lächelte, heiter und freudig, wie ein ernster Mensch nur in der sicheren Erwartung nahen Glückes lächeln kann. Und seine Augen waren voll warmen Glanzes, als sie sich erst zu dem lachenden Blau des wolkenlosen Frühlingshimmels hoben, und als sie dann, wie nach einer kühnen verrichteten That, zurückkehrten zu dem Briefe, der noch immer offen auf dem Tische lag. Mit einer fast elektrischen Bewegung, wie man nach etwas sehr Kostbarem greift, nahm er ihn auf, um zum so und sovielten Mal die in einer schönen, charaktervollen Frauenhandchrift geschriebenen Worte zu lesen:

„Mein lieber Freund! Seit langem schon mußte ich auf die Frage vorbereitet sein, die Sie in Ihrem gestrigen Briefe an mich gerichtet haben. Und seit langem schon hätte ich die zahllosen Beweise Ihrer edlen, aufopfernden Freundschaft ablehnen müssen, wenn ich nicht entschlossen gewesen wäre, diese Frage zu bejahen. Was mich bis heute mit Bangen erfüllt hat, war einzig die Furcht, daß Sie umsonst mich fordern könnten. Denn Sie wissen wohl, daß ich nicht zu geben vermag, was eine furchtbare Enttäuschung für immer in meinem Herzen etablieren würde. So wie ich geliebt habe, liebt man wohl nur ein einziges Mal im Leben, und für das, was mit solcher in den Staub getretenen Liebe nicht, gibt es keinen Auferstehungstag. Aber es ist ja auch nicht das, was Sie in Ihrem hochmütigen Briefe von mir begehren. Und all das andere, ein unerfüllbares, herzliches Vertrauen, eine warme, ehrliche, in mancher bitteren Stunde gekostete Freundschaft, ich bringe es Ihnen gern und freudig entgegen. Eine treue Gefährtin will ich Ihnen sein, und ein guter Kamerad. Wenn Ihnen das genug ist für ein beschönigtes Glück, so möge Sie mich am morgigen Oftertag als Ihre Braut begrüßen. Ihr lieber Besuch soll mir von Herzen willkommen sein. Alles, was sonst etwaa noch auszusprechen wäre, wird Ihnen mündlich sagen Ihre Helene Reinwald.“

Ein bescheidenes Glück! Anderen, vom Schicksal Verwöhnten wäre es vielleicht so erschienen; für den Oberlehrer Dr. Mantius aber bedeutete das, was dieser Brief ihm verhieß, eine schier unermessliche Fülle nie erschöpfter Seligkeiten. Denn er hatte die Liebe zu diesem Mädchen als eine ausichtslose angesehen schon in der Stunde, da er sich ihrer zum erstenmal bewußt geworden war. Und er hatte mit der selbstverständlichen Tapferkeit des redlichen Mannes alle vermessenen Wünsche erfüllt, nicht nur, solange sie die Braut seines Freundes gewesen war, sondern auch noch lange, lange nach dem Treubruch des andern — jenem verbrecherischen Treubruch, der sie dem Hohn und Spott der Welt preisgegeben, die sie von ihren Angehörigen getrennt und bis hart an den Abgrund der furchtbaren Verzweiflung getrieben hatte. Ein treuer, aufopfernder, selbstloser Freund hatte er ihr sein wollen. Und auch jetzt, nachdem schon durch volle zwei Jahre dies schöne, harmonische Verhältnis zwischen ihnen bestand, würde er sich wohl schwerlich dazu aufgerafft haben, jene entscheidende Frage an sie zu richten, wenn nicht ein Wort, das sie bei ihrem letzten Zusammensein gesprochen, ihm Mut dazu gemacht hätte. Nun aber stand er vor dem unerhofften Glück, wie vor etwas kaum zu Fassendem. Wie ein vorbestimmtes, unabänderliches Schicksal hatte seit Jahren das Bild eines einsamen, freude- und liebevollen Alters vor seiner Seele gestanden; seine Jugendträume und seine Jugendillusionen, er hatte sie längst begraben. Und daß sie nun an diesem gekneteten Ostermorgen eine gloriose Auferstehung erfahren sollten, es wirkte auf ihn so befehlend und so überwältigend wie ein goldenes Wunder, was man eben nur in demüthiger Dankbarkeit hinnehmen kann als ein unverdientes Gnadengeschenk.

Er faltete den Brief zusammen und barg ihn behutsam in der Brusttasche, ehe er nach seinem Gute griff und in den leuchtend sonnigen Ostermorgen hinaustrat. Stief und würdevoll, wie er's gewohnt war, wandelte er unter dem Geläut der Glocken dahin, dem weit außerhalb der Stadt gelegenen Landhause zu, unter dessen Dach Helene Reinwald als Haushälterin wirkte. Da, in einer der sonntäglich stillen Straßen war's ihm, als hätte er hinter sich seinen Namen kennen hören, und wie er sich umwandte, bläute er mit diesem Erschrecken in ein Gesicht, das ihm nur allzuwohl bekannt war.

„Wolfgang — da! — Du bist wieder hier?“

„Ja — seit einer Viertelstunde. Und ich war auf dem Wege zu dir. Denn nur, um mit dir zu reden, bin ich gekommen.“

Das eben noch so ruhig heitere Gesicht des Dr. Mantius war hart und streng geworden. Er sah die Hand nicht, die der andere ihm entgegenstreckte; schroffe Abweisung war in seiner Haltung wie im Klang seiner Stimme.

„Ich wüßte nicht, was wir noch miteinander zu reden hätten. Wenn du's aber für ganz unerlässlich hältst, so wird es zu einer andern Zeit sein müssen, als eben jetzt. Denn ich bin im Begriff, einen Besuch zu machen, der sich nicht aufschieben läßt.“

Wolfgang Randers sah ihn an, und in seinen dunklen Augen war jener beinahe kindlich bittende Ausdruck, der in vergangenen Tagen so oft die festesten Vorurtheile des Dr. Mantius ins Wanken gebracht hatte.

„Nur eine Viertelstunde, Erich — und vielleicht noch weniger als das. Denn eigentlich habe ich nur eine einzige Frage.“

„Wenn es nur eine einzige Frage ist — wohl, ich hindere dich nicht, sie zu stellen.“

Er hatte begonnen, mit langsameren Schritten seinen Weg fortzusetzen, und der andere blieb an seiner Seite.

„Ich weiß, daß ich mich deiner Freundschaft unwert gezeigt habe — weiß, daß ich dir ein gutes Recht gegeben, mich zu verachten. Aber das hindert nicht, daß du für mich der einzige geblieben bist, in dessen Menschenliebe ich ebenso festes Vertrauen setze, wie in seine unbefleckte Wahrhaftigkeit! Du bist besorgt, mir mit harten Worten zu erwidern, mit Worten des Hohnes und des Abheas; aber ich bin gewiß, daß ich die Wahrheit, die laute Wahrheit von dir erfahren werde. Wie heißt du mit Helene?“

Die hageren Gestalt des Oberlehrers redete sich höher. Seine Hand zuckte halb unwillkürlich nach dem Briefe in der Brusttasche seines schwarzen Gesellschaftsrockes, und die Entgegnung, zu der dieser Brief ihm das Recht gab, lag ihm auf den Lippen. Aber sein Blick erfaßte den Ausdruck angstvoller Spannung auf dem schönen Gesicht des wohl um zehn Jahre jüngeren Begleiters, und statt der gewollten Erklärung kam eine fast unsicher klingende Gegenfrage.

„Warum begehrt du das zu wissen?“

„Weil ich meine Hoffnung auf dich setze — meine einzige — meine letzte Hoffnung. Während ich draußen meinen schweren Kampf führe — den Kampf gegen das Schicksal und vor allem gegen die gefährlichen Feinde in meinem eigenen Blute, hat mir irgend jemand aus unserer einstigen Bekanntschaft erzählt, daß du dich Helene's angenommen hättest, und daß man dich für ihren Freund und Vertrauten hielte. Wie ich dich kannte, habe ich mich nicht darüber gewundert. Aber wenn es sich so verhält, wenn sie dir ihr Vertrauen geschenkt hat, dann wirst du auch wissen, wie sie über mich denkt.“

„Wie sie über dich denkt? Kann dir das zweifelhaft sein, nach allem, was du an ihr verbrochen?“

Der junge Künstler seufzte den dunkelsten Seufzer.

„Nein. Ich weiß sehr wohl, daß sie von keinem Menschen auf der Welt eine schlechtere Meinung haben kann als von mir. Aber sie hat mich geliebt, Erich, und so vermesse ich Klingen mag: ich habe noch eine Hoffnung, daß sie mir verzeiht!“

Wieder hatte die Hand des Oberlehrers eine unwillkürliche Bewegung nach der linken Brust gemacht; aber es war diesmal nicht um des Briefes willen, den er dort verwahrt hatte, sondern weil er plötzlich einen heftigen, stehenden Schmerz in der Gegend des Herzens verspürt hatte. Mit erschütternd rauher Stimme erwiderte er:

„Wahrhaftig, dein Glaube ist stark.“

„Ja, er ist stark“, bestätigte Randers, „aber in deine Hand ist es gegeben, ihn mit einem Wort zu zerstören. Daß ich als ein anderer, ein neuer Mensch zurückkomme, daß ich mich der Liebe Helene's heute würdiger weise als vor zwei Jahren, es will im Vergleich zu der Schuld auf meinem Gewissen sicherlich nicht viel bedeuten. Und obwohl ich seit Jahr und Tag kaum einen andern Gedanken gehabt habe als den an mein freibestallt weggekauft Glück, so hatte ich doch bis zum gestrigen Abend niemals der Hoffnung Raum gegeben, daß es mir noch einmal wiedergekehrt werden könnte. Da führte mich der Wunsch, der Auferstehungsfeier beizuwohnen, gestern Abend in eine Kirche meines jetzigen Wohnorts. Und der Glaube, daß auch mein verlorenes Glück noch einmal auferstehen könnte — das fesselnde Vertrauen in der Wunderwirkende Kraft der Liebe — während dieses Oster-Gottesdienstes sind sie in meinem Herzen erwacht. Eine Stunde später war ich auf dem Bahnhofs, und nun bin ich da, um von dir zu hören, ob ich einer himmlischen Eingebung gefolgt bin oder einem törichten Wahn. Sage mir, ob ich wagen darf, als ein Reuiger vor Helene hinzutreten, oder ob es keine Hoffnung mehr für mich gibt.“

Des Oberlehrers Antlitz war wie in Stein gehauen, und seine Lippen hatten sich so fest zusammengeschlossen, als wollten sie sich nie zu einer Antwort öffnen. Nun war so der Zeitpunkt gekommen, an dem er dem andern erwidern mußte:

„Nein — es gibt keine Hoffnung mehr für dich; denn Helene Reinwald ist meine Braut.“

Aber in seiner Seele war irgendein Hindernis, das ihm das Wort nicht bis auf die Zunge gelangen ließ. Er hatte den raschen Blick noch einmal über die Gestalt des ehemaligen Freundes dahingleiten lassen. Er hatte seine blühende, jugendliche Schönheit verglichen mit der eigenen Vorfälligkeit, und er dachte unablässig an das eine Wort in Helene's Brief: „So, wie ich geliebt habe, liebt man wohl nur ein einziges Mal im Leben.“ Er sah in die lachende Frühlingslandschaft hinein, deren Grünen und Spritzen wie mit hunderttausend jubelnden Jungen das heilige Glücksanrecht der Jugend verkündete, und er lauschte auf die letzten, verschwimmenden Töne der fernen Osterglocken, die ihm wie eine feierliche Mahnung ins Ohr klangen an das höchste und herrlichste Beispiel opferantiger, selbstverleugnender Liebe.

Sie hatten die roh gezimmerte Bank am Wege erreicht, auf der Dr. Mantius während des verwichenen Sommers gar manchmal in erstem, herzlich vertrautem Gespräch mit Helene gesessen; denn schon schimmerte aus geringer Ferne das rote Dach des Landhauses zu ihnen herüber. Da blieb der Oberlehrer plötzlich stehen und wandte sich kurz, beinahe herrlich an den erstarrten aufstehenden Begleiter:

„Seh' dich hierher und warte auf meine Rückkehr! — Wenn ich wiederkomme, werde ich dir die Antwort bringen auf deine Frage.“

Wolfgang Randers verstand nicht, was der Ausschub bedeuten sollte; aber er fügte sich in ehrerbietigem Gehor-

sam. Er folgte der langsam weitererschreitenden Gestalt des Oberlehrers mit den Blicken und sah sie hinter der Gartenpforte des Landhauses verschwinden, ohne zu ahnen, wer in diesem Hause wohnen mochte. Dann begann eine lange, bange Zeit des Wartens — eine Zeit, die ihm noch einmal Gelegenheit gab, sich der ganzen Vermesstheit seiner Hoffnungen bewußt zu werden, und die doch seinen Glauben an die Wundermacht der vergehenden Liebe nicht völlig zu zerstören vermochte. Da endlich sah er, wie sich die Gartenpforte wieder auftat. Aber es war nicht der Dr. Mantius allein, der da lang und schwarz und hager in den Sonnenschein hinaustrat. Hoch und schlank, in schimmerndem Blondhaar, schritt ein jugendliches weibliches Wesen an seiner Seite, und mit dem ersten Blick hatte Wolfgang Randers ihr schönes, blaßes Gesicht erkannt.

Da quoll es aus seinem Herzen empor wie ein Strom glühender, berauschernden Glücksgefühls; er hob seine Hände zum Himmel — und als Helene Reinwald vor ihm stand, fiel er aufschluchzend in die Knie, um sein brennendes Antlitz in den Falten ihres Kleides zu heizen.

Was die beiden einander zu sagen hatten, was an Bitternissen und an Bitten zwischen ihnen laut geworden sein mag, ehe sie Hand in Hand auf der rohen Holzbank saßen und alle Seligkeit neu erstandenen Glückes kosteten — niemand hat es gehört. Denn die hageren Gestalt des Oberlehrers Mantius wanderte schon in weiter Ferne auf dem einsamen Wiesenweg dahin, während hinter ihm der leichte Frühlingswind sein neckisches Spiel mit den kleinen weissen Fäden eines zerrissenen Briefes trieb und die Trümmer seines kurzen Osterglücks nach allen Himmelsrichtungen zerstreute.

Ostern und Osterker.

Das Osterfest mit seinen mannigfachen Sitten und Gebräuchen, und namentlich was seinen Namen anbetrifft, ist ein rein altdeutsches Fest, denn es ist nachweislich aus den altgermanischen Feiern der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche hervorgegangen, die in den Tagen des heutigen Aprilmonats zu Ehren der Ostara, jener urdeutschen „Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes“ feierlich begangen wurde. Als nämlich an Stelle des germanischen Heidentums das weltumgestaltende Christentum trat, wollte man den belehrenden Glaubensgenossen, die mit großer Zähigkeit an den lieb gewordenen Volksfesten hingen, diese nicht gänzlich rauben, sondern die Priester kleideten auch diese zu dem bunten Naturleben in naher Beziehung stehende Feierlichkeit durch Unterlegung einer biblisch-religiösen Bedeutung in ein christliches Gewand. Nur eine namentliche Erinnerung blieb den christlich gewordenen Neulingen an die hohe Himmelsgestalt Ostara, indem man die eingelegte Gedächtnisfeier der Heilandsauferstehung „Ostern“ nannte. In Wirklichkeit ist Ostern das älteste der drei christlichen Hauptfeste. Kein anderes Fest wurde von den ersten Christen so feierlich und hoch begangen als das Osterfest, und bis ins 11. Jahrhundert hinein erstreckte sich seine Dauer auf acht Tage, gleich der Dauer des jüdischen Passahfestes.

Um nun zu verhalten, daß das Osterfest mit dem Passah der Juden, welches stets am 15. Nisan, dem Vollmondstage, gefeiert wurde, zusammenfiel, wurde auf der ersten allgemeinen Kirchensynode im Jahre 325 zu Nizza bestimmt, daß das Oster- oder Auferstehungsfest immer in der ganzen Christenheit an dem Sonntage, welcher unmittelbar auf den Frühlingsmond folgt, wenn aber dieser Vollmond auf einen Sonntag fiel, am nächstfolgenden Sonntage, also acht Tage später gefeiert werden sollte. So ist es noch, und das Osterfest kann deshalb nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April fallen. Selbstverständlich waren diese Entscheidungen von großer Wichtigkeit, weil alle anderen „beweglichen Feste“ von dem Termin der Auferstehungsfeier abhängig gemacht wurden. Uebrigens geschah es trotzdem, daß das christliche Oster mit dem jüdischen Passah auf einen Tag fiel, von 330 bis 500 nach Christi nicht weniger als 13 mal, und nach Einführung des Gregorianischen Kalenders deckten sich beide Feste im Verlaufe ihrer Feier in den Jahren 1803, 1825, sowie auch 1828. In den Jahren 1923, 1927, 1981 usw. wird der Fall wieder eintreten. Sehr selten nur trifft es sich, daß Ostern auf das früheste und späteste Datum, auf welches es fallen kann, fällt. Einmal haben es viele von uns erlebt, daß Ostern auf den 28. April gefallen ist, im Jahre 1888 nämlich. Das gleiche ereignete sich im Jahre 1794 und vorher im Jahre 1698. Erst im Jahre 1943 und dann im Jahre 2038 wird das wieder eintreten. Auf das früheste Datum fiel Ostern in den Jahren 1583, 1693, 1761 und 1818, und das wird erst wieder im Jahre 2235 der Fall sein.

Die liebgewordene Sitte, sich zu Ostern mit Eiern zu beschenken, ist schon sehr alt. Lange vor Einführung des Christentums in Deutschland wurden der von den Germanen als Frühlingsgöttin verehrten Ostara die ersten Eier als Erstlingsgabe des Lenzes zum Opfer gebracht. Dieser Götter zu Ehren loderten auf den Bergen mächtige Osterfeuer, wie sie noch heute in einigen Gegenden in der Osternacht entzündet werden. Allgemeiner und noch jetzt verbreiteter als das Osterfeuer ist die Sitte der Osterker, die in den letzten Jahren zu einem wahren Luxus ausartet.

Man begnügt sich längst nicht mehr mit den natürlichen Erzeugnissen, die weniger geschmackvoll als bunte Farben und Verzierungen aufweisen, Kinder und Erwachsene zu überraschen. Auch die schon seit Jahrzehnten bekannten Zucker- und Schokolade-Eier tun es nicht allein, das mannigfaltigste Material muß herhalten, um freilich ganz reizende Ostergeschenke in Eiform erstehen zu lassen.

Eine besondere Rolle spielen die Osterker, worauf zum Schluß noch hingewiesen sei, beim russischen Osterfest. Man beschenkt sich damit gegenseitig, ist sie auch fleißig und stellt mit ihnen verschiedene Spiele an. Der Verbrauch von Eiern

soll sich in St. Petersburg für den Osterverbrauch allein auf mehr als zehn Millionen Stübchen belaufen. Da es Stille ist, am Ostertage jedem Bekannten zum Grusse ein Ei in die Hand zu drücken, verbraucht mancher bis zu 200 Eiern an einem Tage, doch werden zum Zwecke des Verzehrens sehr viele künstliche Eier aus Zucker, Wachs oder Glas angefertigt. Auch verwenden die Russen großen Fleiß auf die Ausschmückung der Osterkerzen und entwickeln dabei eine große Fertigkeit. In der Regel verzieren sie die entzückten Eier mit vielen weißen Schattierungen und verschiedenen Mustern und schreiben darauf: „Krisos wolkres“ (Christ ist erstanden)!

Otto Landsmann.

Obst- und Weinbau.

Schnitt der Blindreben. Die Blindreben werden auf 30–50 Zentimeter Länge geschnitten und Seitentriebe und Ranken entfernt. Sie sollten aber nicht wahllos von dem abfallenden Holze genommen, sondern nur von den besten Stücken geschnitten werden. Dadurch werden die Weinberge ganz besonders gekeult, für sonnige, weniger durchlässige, und die Feuchtigkeit haltende Böden genügen Längen von 30–35 Zentimeter. Je trockener, heißer und durchlässiger der Boden aber ist, um so länger müssen die Reben dafür geschnitten werden.

Weinpreise. Die hohen Weinpreise werden vielfach verdonnert und auch von dieser Stelle ist schon manch kräftiges Wort darüber gesprochen worden. Man darf aber doch 2 Punkte nicht aus den Augen lassen: Da ist zuerst die Entwertung des Geldes. Auch der Winger und Weinbauer bekommt heute für 10 Mark nicht mehr als früher für eine Mark, und wenn er heute 20 Mark für eine Flasche Wein bekommt, so hat er in Wirklichkeit nicht mehr, als wenn er früher 2 Mark erhielt. Da er selbst die hohen Preise für alles zahlen muß, so muß er sie auch verlangen. Dann aber werden die Preise freiwillich geboten. Die Händler können nicht genug Wein liefern, darum werben sie sich. Die Händler aber bieten die hohen Preise, weil sie sicher sind, sie reichlich zurückzubekommen, und die Konsumenten trinken sie wie früher die billigen Weine, weil ihr Einkommen auch so gestiegen ist. Eines treibt das andere.

Bienenzucht.

Gewicht der Bienen. Auf 1 Kilogramm gehen ungefähr 8200 tote Bienen. Volkreiche Stöcke liefern nicht selten 5 Kilogramm schwere Schwärme. Rechnet man die Bienen, welche im Mutterstade zurückgeblieben sind, 3 Kilogramm, so ergibt sich ein Bienenangebot von 8 Kilogramm. Hiernach ergibt sich ein volkreicher Stock im Sommer 4000 Bienen. Einer der hervorragendsten Imker gab die Zahl der Bewohner eines starken Stöckes sogar auf 80 000 an. Wenn die lebenden Bienen auch etwas schwerer wiegen als tote, so kann man sich aus den angeführten Zahlen doch wenigstens ein ungefähres Bild von dem Volkreichtum eines Bienenstockes machen.

Biehzucht.

Am Schweinefalle ist eine Temperatur von 10 bis 15 Grad R. herrschen. Die niederen Grade erscheinen für Mastschweine, die mittleren für Laufscheine und die höchsten für laugende Mutterchweine und Ferkel geeignet; für letztere können sogar noch höhere Grade vorteilhaft sein. Ebenso verlangen die dünnhäutigen englischen Rassen mehr Wärme als die dickhäutigen Vandalen. Zur Kontrolle der richtigen Wärme sollte in jedem Stalle ein Thermometer hängen, da sonst die Schätzung der Wärme keine zuverlässige sein kann.

Hanowirtschaft.

Gebrauchte Salzlumen — aber nur gute, von alter Probe! — werden durch Auskochen und mehrmaliges Eintauchen in Spiritus wie neu aussehend. — Schwammbefall wird mit Seife und Wasser gereinigt, mit klarem Wasser nachgewaschen, zwischen Leinentüchern gelegt, ausgedrückt, am warmen Herde tüchtig hin- und hergeschwenkt und völlig trocken gelassen. — Goldenen Schmutz gibt man in eine Lösung von Salmlauge, Seife und heißem Regenwasser, kocht ihn mit einer ganz weichen Bürste, schwenkt ihn in klarem Wasser, trocknet ihn mit Leinentüchern ab und legt ihn für einige Zeit in saubere Segeltücher. Danach wird er mit Seifenwasser und weichem Federbesen gereinigt. Gelbeine reinigt man in kochendem Wasser.

Kartoffeln mit steigendem Geschmack. Kartoffeln, welche einen heißen, trockenen Geschmack haben, ent-

stehen, wenn dieselben während des Wachstums nicht völlig mit Erde bedeckt waren, wenn sie während längerer Aufbehaltung dem vollen Tageslicht ausgesetzt waren, oder wenn sie äußerliche Verletzungen mit Schorfbildung erlitten haben. Um diesen unangenehmen Geschmack zu beseitigen, bringt man die rohen, groß getrockneten Kartoffeln in ein Gefäß und übergießt sie mit kaltem Wasser, so daß jene völlig davon bedeckt sind. Nach 6 bis 12 Stunden kann das Wasser abgelassen oder während dieser Zeit auch mehrmals erneuert werden, wodurch eine um so bessere Auslaugung erzielt wird. Scharfester ist es, solche scharfe Kartoffeln, zu denen häufig auch die unreinen, in guter Düngung gewachsenen Knollen gehören, zu dämpfen; es wird dadurch die Beseitigung der Schärfe um Bitterkeit gründlich erreicht. Solche Kartoffeln eignen sich wohl nur als Futter für das Vieh.

Brandflecke zu entfernen. In Weizen: Sobald der Fleck entstanden ist, gießt man kochendes Wasser darüber und läßt den Stoff darin liegen, bis das Wasser erkaltet ist. Man kann dies Verfahren einmal wiederholen, bis der Fleck heller wird. Dann wäscht man mit lauwarmem Seifenwasser und legt ihn an die Luft. Sobald er trocken ist, bräut man ihn von neuem mit heißem Wasser und legt ihn wieder an die Luft. Man kann 1–2 Tage auf diese Weise verfahren, und schädigt so die schon mürbe gewordene Zeugsäse weniger als durch Anwendung einer Meße in schwacher Chlorlösung. — In farbigen Baumwoll-, Leinen- und Wollgeweben: Wenn es möglich ist, färbt man künstlich die gebleichte Stelle nach und raucht den Stoff etwas auf. — Aus Seidenstoffen, Atlas und dergl. lassen sich Brandflecke nicht entfernen.

Gesundheitspflege.

Haarpflege der Kinder. Die schärfste Hier und der größte Stolz eines jeden Mädchens sind doch immer wieder lange, dicke Haare, und einem Vater steht volles Haar auch nicht gerade schlecht an. Dies zu erreichen, kann — und muß — sich die Mutter schon einige Mühe kosten lassen: sie hat ja doch auch selbst ihre Freude an dem schmunzeln Ansehen ihrer Kinder. Wie erzielt man nun aber solch schönes Haar? Nur durch sorgfältigste Pflege desselben von klein auf. Desteres Waschen des Kopfes mit den bekannten Haarpflegemitteln oder einfach auch Kamilleentee gehört vor allem dazu und verhindert am besten Haarausfall und -krankheiten. Sehr zuträglich ist dem späteren Wachstum des Mädchenhaares auch ein regelmäßiges Verscheiden in den Kindheitsjahren (z. B. nach Art der — Mähche um. Buben gleich mit Fleidenen). „Bogenstirn“. Möchte die Mutter sich die unangenehme Ausgabe dafür ersparen, kann sie bei einigermaßen geschickter Hand das Verscheiden selbst vornehmen. Was vielleicht auch dem Kind das Liebeste ist, handelt es sich doch letzten Endes nur darum, das Haar von Schuppe zu Schuppe sowie über Schultern und Nacken gradlinig zu vertheilen. Selbst bei den größeren Mädchen empfiehlt es sich, die Haare von Zeit zu Zeit abzuschneiden. Und noch eins. Man verleihe das Haar vor sogenannten „modernen Frisuren“ unter Benutzung von Brennschneidern und ähnlichen „Vergeivaltigungsmitteln“, die ihm stets schaden. Je schlichter die Haartracht, um so besser für das Haar. Und für das Kind, das sonst zum Hieppchen werden muß.

Wie der Pflug entstand.

Obgleich die allgemeine Aufmerksamkeit sich heute fast ausschließlich den jüngsten technischen Wundern zuwendet, obgleich Eisenflugzeuge und Dieselmotoren alle Ehren einheimsen, so ist doch, jetzt gerade nicht des Pfluges vergessen worden, der zum guten Teil durch seine stille Wirksamkeit das lange Durchhalten ermöglicht hat. Obgleich wir uns längst aus der allernachste Vergangenheit nicht ohne Pflug vorzustellen vermögen, hat es Zeiten gegeben, in denen die Menschen ohne dieses Werkzeug der Erde ihre Nahrung abringen mußten. Die Entstehungsgeschichte des Pfluges ist reich an Legenden und religiösen Motiven. In alten Zeiten glaubte man, daß der Pflug göttlichen Ursprungs sei, daß die Himmelskinder ihn den Menschen gebracht hätten. Daher ist es leicht begreiflich, daß die Mythen der Kultur den Pflug an den Himmel verlegten, und darum lassen sich der Mythologie der alten Babylonier, Ägypter und Griechen interessante Aufschlüsse über die Geschichte des Pfluges entnehmen. Noch heute wird das auf-fallendste Himmelsgebilde, das von Osten nach Westen verlaufende breite Band als „Straße“ bezeichnet, und im Zusammen-

hang hiermit wurde eines des großen Gestirne „Wagen“ genannt. Zweifellos handelt es sich hier ursprünglich um den Gedanken, daß die Gottheit sich in einem Thronwagen auf der himmlischen Straße fortbewegt. Doppeldeutig wurde dann der Wagen in zahlreichen Gebieten, in denen sich die Pflugkultur einbürgerte, „Pflug“ genannt, und die Griechen wurden noch deutlicher, indem sie ein in der Nähe des Wagens befindliches Gestirn als „Schiffsführer“ oder „Pflüger“ bezeichneten. Diese charakteristische Verbindung von Wagen und Pflug kehrt überall in der alten Mythologie wieder, und Biegl erzählt, daß nach Ansicht der Alten das Sternbild des Stieres die Pflugfurche über den Himmel ziehe. Alle diese Symbole beweisen jedenfalls, daß die Erfindung des Wagens älter sein mußte, als die des Pfluges. Wahrscheinlich wurde der Thronwagen der Götter zu dem Gefährt, von dem aus sie die Geschicke der Menschen lenkten. Interessant ist weiterhin die Feststellung, daß der Wagen ursprünglich in seiner Verbreitung ganz auf das Gebiet der Pflugkultur beschränkt war. Auch der Gebrauch der Zugtiere muß sich bereits vor Verwendung des Pfluges eingebürgert haben, wahrscheinlich benutzte man die den Gottheiten geweihten Tiere, um auch den Wagen der Gottheit zu ziehen. In erster Linie kam hier, als dienender Genosse der kranken Adergötterinnen der Ochse. Daß der Pflug das erste Zuggerät gewesen sei, ist auch darum nicht möglich, weil die Urform der Ackerbaues, bei der mit dem Grabsack oder der Hacke kein Getreidefeld, sondern vielmehr eine Gartenanlage geschaffen wurde, keinerlei Vorbedingungen für die Entstehung des Pfluges bot. Das Fortschreiten in der Entwicklung vom Hackbau zum Pflugbau, die unzähligen ganz Sprunghaft vor sich gegangenen sein kann, war also der von Zugtieren gezogene Wagen. Von dem Witterwagen wurde das heilige Zugtier an ein ebenfalls heiliges Gerät überführt, nämlich an den Pflug, der also zum größten Teil aus der Vorstellung des Pfluges und des Getreidefeldes in Babylonien geschöpft werden muß, ist auch aus rein natürlichen Gründen erklärlich, nämlich wegen der nach den Ueberschwemmungen der großen Ströme zurückgelassenen Schlammflächen, deren in der Sonne schnell gedorrte Oberfläche nach einem Werkzeug verlangte, das Furchen in die harten Schollen zog.

Neudeutsch.

Inmitten aller politischen und wirtschaftlichen Räte der letzten Monate hat sich eine Bewegung entwickelt, deren Ziel eine Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung man kann sogar sagen, der deutschen Schrift, ist. Die Schreibarbeit soll auf ein möglichst geringes Maß herabgesetzt werden. Andererseits soll eine möglichst lautgetreue Schreibweise geschaffen werden. Dabei werden allerdings die meisten Schwierigkeiten entstehen; man denke nur an die verschiedenen Aussprache der Konsonanten, namentlich der Wichen und Harten.

Um unseren Lesern eine Probe von der Regelmäßigkeit und der lautgetreuen Schreibweise des „Neudeutsch“ zu geben, das vor kurzem in Oswald Salzmans Neudeutschem Verlag, Dresden, erschienen ist, drucken wir ein kleines Gedicht ab, das uns der Verfasser zu diesem Zwecke zugestellt hat. Das Neudeutsch-Gedicht hat bereits die lebhafteste Zustimmung der gebildeten Kreise gefunden.

Morgen-frühe.

Den ganzen Winter hieß ich lang,
Erhöb mich immer lieb;
Wie kürzlich froher Vogel sang
Mich früh zog aus dem bet.
Das Fenster wollt' ich öffnen gen,
Dem Luftchen sang zu lauschen,
Da hörd' ich bei des morgens We'n
Die heime selbst am rauschen.
Am himmel stant die morgen rötde
In über-irrt'her pracht;
Wi' schied ich mich des zimmers öde,
Wo solcher frühling lacht.
Der jöplein sang des walters stimmung
Ant leuchtet morgen-rod,
Gentlet steg mit heldern sinne,
Sonst seid ir lebent tod!

Nachtgeheimnisse.

Roman von R. Ort.

Wachend verhalten

Die Antwort des Doktors Geseinus aber war in noch höherem Maße dazu geeignet, ihn zu be- fremden, denn der Sanitätsrat sagte: „Ich habe darüber noch kein Urteil, Herr Kollege! Ich habe absichtlich auf jede eingehendere Untersuchung verzichtet, weil ich Ihnen die Sache nicht unnötig erschweren wollte. Jetzt aber muß ich, sofern Sie noch auf meine Mitwirkung rechnen, angelegentlich bitten, keine Zeit zu verlieren, denn ich habe noch ein paar dringliche Krankenbesuche zu machen, ehe meine Sprechstunde beginnt. Sie gestatten wohl, daß ich Ihre Führung übernehme.“

Er schritt voran zu der Tür des bis gestern von Margarete Humold bewohnten Zimmers und tat sie vor ihm auf.

„Bitte, Herr Kollege — ich bin ja hier gewissermaßen zu Hause.“

Dann drückte er den geöffneten Flügel hinter sich wieder ins Schloß und überließ es dem verdutzten Kommissar, sich von Anton Hacker die Aufklärungen geben zu lassen, nach denen es den Beamten allerdings sehr lebhaft verlangte.

11. Kapitel.

Mit einigen raschen Worten klärte der Sanitätsrat in seiner knappen Art den Polizeiarzt über die Persönlichkeit der Toten auf, soweit er nach den ihm gewordenen Informationen selber dazu imstande war. Als die Haushälterin des Konsuls sie gestern abend um sieben Uhr verließ, machte sie ihr zwar den Eindruck einer leidenden, aber keineswegs den einer kranken Person. Es ist nun sicher, daß sie während der Nacht gestorben ist, und daß von den Hausbewohnern niemand bei ihrem Ableben zugegen war. In dieser nächtlichen Nacht aber ist die Villa von Eindringern heimgesucht worden, die es auf die kostbare Goldmünzensammlung des Konsuls abgesehen hatten. Das Zimmer, in dem wir uns befinden in nur durch zwei andere Gemächer von dem Räume getrennt, der die Münzensammlung enthielt, und den die Diebe gründlich ausgeplündert haben. Außer der Verstorbenen befand sich zu der frohlichen Zeit niemand hier in dem oberen Stockwerk. Die Möglichkeit, daß sie das Opfer eines Verbrechens geworden ist, muß also immerhin in Betracht gezogen werden, zumal sich auf dem Rücken Blutspuren finden, deren Herkunft erst noch festgestellt werden muß.

aufmerksam hätte Doktor Köhmbild das Gesicht der Toten betrachtet. „Da sind ein paar feine Hautabrisse, und die Füge tragen den Ausdruck hochgradiger Angst oder großer körperlicher Qual. Aber von den geringfügigen Verletzungen an der Wange können diese großen Blutflecke unmöglich herrühren. Haben Sie die Leiche bereits auf etwaige andere Verwundungen hin untersucht?“

„Nein. Sie liegt noch genau so, wie ich sie gefunden habe.“

„Darf ich Sie dann um Ihren freundlichen Beistand bitten?“

Sie entfernten die verhüllenden Decken. Der abgemagerte Körper der Toten war nur in ein leichtes Nachtwand gehüllt, an dem sich nirgends auch nur die kleinste Blutspur wahrnehmen ließ. Trotz gründlicher Untersuchung vermaßen die beiden Ärzte auch an dem Veranlasser selbst keinerlei äußere Verletzung aufzufinden und sonstige Anzeichen, die auf einen Kampf zwischen der Frau und einem etwaigen Angreifer hindeutet hätten, ließen sich nicht entdecken. Die Schrammen im Gesicht blickten zunächst die einzigen verdächtigen Anzeichen.

„Da werden wir wohl warten müssen, bis uns die Sektion Aufklärung gibt,“ meinte Doktor Köhmbild. Sie wird ja ermöglichen, festzustellen, ob das Blut von einem Erguß aus einem erkrankten inneren Organ der Toten herrühren kann. — Aber was gibt's, Herr Rat? Haben Sie eine besondere Entdeckung gemacht?“

„So denke ich!“ erwiderte Doktor Geseinus lebhaft und hielt dem Kollegen einen Gegenstand vor die Augen, den er vom Boden aufgehoben hatte, nachdem er zufällig mit dem Fuße daran gestoßen war. „Auf solche Art kamen wir allerdings einer Erklärung jaon wesentlich näher.“

Das Fundstück war ein Glaschen aus dunkel gefärbtem Glase und von der Größe einer gewöhnlichen Wiedenzajake. Es war unzerbrochen, und ein großer Teil der darin enthaltenen gewässerten Flüssigkeit mochte darum ausgelaufen sein. Aber es war doch noch ein kleiner Rest darin geblieben, und Köhmbild hatte kaum nach dem Beispiel des Sanitätsrats die Flüssigkeit an die Nase geführt, als er ausrief: „Das ist ja Chloroform in Aetherlösung!“ — Nun weiß ich mir auch den sonderbaren Versuch zu erklären, der mir schon seit dem Augenblick meines Eintritts aufgefallen ist.“

„Er fiel mir vorhin bei geschlossenen Fenstern noch stärker auf die Nerven. Aber ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich kurzfristig genug war, weiter keine Schlüsse daraus zu ziehen.“

„Und welche Schlüsse ziehen Sie jetzt?“

„Ohne Zweifel dieselben, die sich auch Ihnen bereits aufgedrängt haben werden, Herr Kollege. Dieses Chloroform hat vermutlich dazu gedient, die arme Frau zu betäuben.“

„So gründlich zu betäuben, daß sie aus der Karlose nicht mehr erwacht wäre? — Nun ja — vielleicht! Aber die Blutspuren auf dem Rücken? — Wissen Sie, welchen Eindruck mir diese Flecke machen? Sie legen aus, als ob sie durch eine Verletzung mit blutigen Händen entstanden wären. — Da — schauen Sie her: ist das nicht der deutliche Umriss eines Fingers?“

„In der Tat — man könnte es dafür halten. An den Händen der Leiche aber haften kein Trödelchen Blut.“

„So mühten es die Hände des Mörders gewesen sein, die die Verletzung verursacht haben. Möglicherweise hatte er sich beim Eindringen einer Fensterscheibe oder beim gewalttätigen Aufstößen eines Schloßes eine stark blutende Verletzung zugezogen.“

„Wenn es so ist, müssen sich die Spuren davon auch an anderen von ihm berührten Gegenständen finden. Es wird Sache der Polizeibeamten sein, danach zu suchen.“

Köhmbild, der in der Untersuchung des Risses fortgefahren war, schien eine weitere interessante Entdeckung gemacht zu haben. „An der unbedeckten Seite dieses Büchels läßt sich deutlich der Chloroformgeruch wahrnehmen, während auf der anderen nichts davon zu spüren ist. Das ist sehr bemerkenswert. In welcher Verfassung hat man denn eigentlich das Lager der Toten gefunden? Ich meine wo lag das blutbefleckte Kissen, als man eintrat?“

„Darüber vermag ich keine Auskunft zu geben, denn es waren natürlich schon verschiedene andere Personen vor mir im Zimmer gewesen. — Aber der Sinn Ihrer Frage ist mir nicht recht verständlich.“

„Ich denke an die Möglichkeit, daß das Kissen dem Mörder dazu gedient haben könnte, der in tiefer Chloroformkarlose liegenden Frau vollends den Garaus zu machen. Sowohl die Blutflecke an der oberen wie der Chloroformgeruch an der unteren Seite würden sich erklären lassen, wenn man annimmt, daß er der Betäubten den Pflug so lange auf das Gesicht gedrückt habe, bis sie erstarrt war. Daß sie auf den ersten Blick nicht gerade das Aussehen einer durch Erstickung Getöteten hat, braucht dieser Annahme nicht zu widersprechen. Der Eintritt der Verblähung ist eben durch die Karlose in hohem Maße beschleunigt worden.“

Forschung folgt.